

dot
books

CHARLOTTE
RICHTER-PEILL

ELYSIUM

DAS ORAKEL VON FARLAND



mir ein. Die kleine Kühlbox mit den Pralinen, die Rasmus' Mutter für mich eingepackt hatte.

Ich hob den Koffer auf das Bett und öffnete ihn. Oberbekleidung und Schuhe hatten nicht auf der Liste gestanden, trotzdem hatte ich Pumps und ein Abendkleid mitgenommen. Ich hatte gehofft, im Kolleg würde es einen Anlass geben, sie zu tragen. Kleid und Schuhe waren verschwunden, ebenso die Pralinen, meine Schminksachen und die Fotos: Rasmus, Chiara, meine Familie, Xanadu.

Ich griff in meine Hosentasche – wenigstens hatten sie nicht *mich* durchsucht – und holte Bertils Tonpferdchen heraus. Betastete es. Streichelte es. Stellte es so auf den Nachttisch, dass ich die blöde Uhr nicht mehr sehen musste. Dann griff ich nach der Hausordnung, las etwas von Pünktlichkeit, vom Sauberhalten der Zimmer. Von dem Namensschild, das ständig zu tragen sei. Vom achtsamen Umgang mit der Kleidung.

Aus allen Ecken glitt die Angst auf mich zu.

Wie sollte ich das Jahr überstehen?

Ich öffnete den Kleiderschrank. Grün. Kein Grau. Der Lkw-Fahrer mit der klaffenden Wunde. Das tote Pferd. Auf der Straße kniete der Hüter mit der Kugel im Bauch. Schweißtropfen bildeten sich auf meiner Oberlippe. Etwas stieg mir in den Hals. Ich schaffte es gerade noch zur Toilette, wo ich mit einem Schwung mein Abendessen von mir gab. »Scheiße«, keuchte ich in die Kloschüssel. »O Scheiße, Scheiße.«

Ich drückte die Spülung, schleppte mich zum Waschbecken und spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht. Ein Blick in den Spiegel. Aschgrau. Ich sah aus wie die Debütantin auf einem Totenball. Obwohl es erst halb zehn war, wollte ich nur noch in mein Bett.

Mein Bett. So schnell ging das. Ein Platz zum Schlafen, saubere Laken, das wenigstens hatte ich.

Ich streifte mein Nachthemd über und schnupperte, ob es nach dem Waschmittel roch, das wir zu Hause benutzten. Da war kein Geruch. Da war nichts.

Würde mein Nachthemd nach Elysium riechen, wenn ich wieder nach Hause kam?

Ich schloss die Vorhänge. Übel war mir nicht mehr, nur schwindelig. Mein Nacken schmerzte von dem heftigen Erbrechen. Wie still es war. Keine Nachbarn lachten nebenan, keine Kinder tobten durch die Gärten, keine Schritte auf der Straße. In Ganborn lebte alles, Freunde kamen zu Besuch, man blieb selten länger allein. Ausflüge, Partys, die großen Sommer- und Winterbälle, die endlosen Gespräche über unsere Pläne, die Zukunft, Kinder natürlich, viele Kinder, eine Hausgemeinschaft, ein Wohnprojekt mit anderen Familien, mit Freunden, eine gut bezahlte Arbeit, vielleicht etwas Soziales oder Künstlerisches, auf jeden Fall kreativ, bloß nichts in der Wirtschaft. Wer in die Wirtschaft ging, schuftete täglich acht Stunden und verdiente trotzdem nur einen Bruchteil dessen, was in anderen Berufen üblich war. In meiner Abschlussklasse hatte es ein Mädchen gegeben, dessen Eltern irgendwas im Finanzwesen machten. Daria hatte mir immer etwas leidgetan. Das Haus, in dem sie mit ihrer Familie wohnte, wirkte zwischen den schönen Villen in unserer Gegend hässlich und traurig. Und viel zu still.

Auch hier war es zu still.

Ich legte mich hin – und entdeckte jetzt erst die Kamera an der Zimmerdecke. Das Auge war genau auf mich gerichtet, als scannte es gerade mein Gesicht und versuchte, darin zu

lesen. Reflexartig wandte ich mich ab und knipste das Licht aus.

Der Schlaf, das merkte ich gleich, war meilenweit weg. »Sicher, dass Fenja eure genetische Tochter ist?«, hatte Leane meine Eltern einmal scherzhaft gefragt. »Mir kommt's eher vor, als müsste da ein Vampir oder Zombie mitgemischt haben, so wenig Schlaf, wie sie braucht.«

Ich wollte wieder aufstehen, durch das fremde Gebäude, den fremden Park streifen, sie mir auf diese Weise aneignen, aber das war wohl keine gute Idee. Zu Hause wäre ich nicht liegen geblieben. Ich hätte mich angezogen und wäre in die Hügel geritten, auf eine Party oder ins Kino gegangen, oder ich hätte mich in eine rund um die Uhr geöffnete Bar gesetzt. Im Bett liegen und auf den Schlaf warten, mit keiner anderen Gesellschaft als mir selbst und den Gedanken in meinem Kopf – ein Albtraum.

Ich schaute zu dem Kameraauge, das sich in regelmäßigen Abständen in eine andere Richtung drehte.

Wenn ich den richtigen Moment abpasse, mein Kissen unter die Bettdecke stopfe, als läge dort ein Körper, wenn ich aus dem Zimmer schlüpfe und ... Und wenn sie dich erwischen, wäre das ein toller Einstieg in Elysium.

Was sie jetzt wohl auf Xanadu machten? Bestimmt waren sie noch wach. Hatten sie Freunde eingeladen, um an diesem ersten Abend ohne mich in Gesellschaft zu sein? Ich sehnte mich nach ihnen. Ich sehnte mich wie verrückt. Ich wollte bei Bertil sein, bei Leane, meinen Eltern. Bei Rasmus. Seit er zu den Hütern gehörte, hatten wir nicht mehr viel voneinander gehabt, doch in der letzten Woche hatte er Urlaub nehmen dürfen. Fenja-Urlaub. Abschieds-Urlaub. »Gibt es etwas, das ich hätte anders machen sollen?« Immer wieder hatte ich ihn gefragt, und, noch quälender: »Was ist falsch an mir?«

»Das führt nirgendwohin, Fenja. Es ist nichts Falsches an dir. Gar nichts.«

Er behandelte mich so vorsichtig wie in der Zeit vor drei Jahren, als wir gerade ein Paar geworden waren und ich mich so kostbar gefühlt hatte wie eine Vase aus Kristall. Auch in diesen letzten sieben Tagen achtete er auf jede meiner Regungen, versuchte, mir jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Doch ich war keine kostbare Kristallvase mehr. Ich hatte einen Sprung, der mitten durch mich hindurchging.

»Ich liebe dich, Fenja. Und es ist mir egal, ob du eine FIP bist.« Wieder und wieder hatte er das gesagt. Jetzt konnte ich die Worte nur noch denken. Seine Stimme hören konnte ich nicht.

Wie würde es mit uns weitergehen? Wir hatten uns Kinder gewünscht, nicht jetzt, aber in ein paar Jahren. Was, wenn ich nicht zurückkehrte? Oder zurückkehrte und Rasmus mich nicht mehr lieben konnte? Unsere Kinder tot, bevor sie geboren waren. Falsch geplant. Falsch. FIP. Ich.

Ich legte eine Hand über meine Augen. Rasmus. Rasmus.

Irgendwann musste ich doch eingeschlafen sein. Als ich erwachte und nach Rasmus' Körper tastete, berührte ich ein kühles Laken. Dann fiel mir ein, wo ich war. Tränen stiegen mir in die Augen. Ich versuchte, zurück ins Vergessen zu tauchen, und sank in einen Traum, in dem ich endlos lange durch einen dunklen Korridor lief. Schließlich geriet

ich in die Sporthalle meines Kollegs. Nicht in Elysium. In Ganborn. Hier war endlich Licht. Am anderen Ende der Halle, so weit entfernt, dass ich ihn kaum erkennen konnte, saß Rasmus auf einer Schaukel, die an langen Seilen von der Decke hing. Auch ich saß plötzlich auf so einer Schaukel, die hoch über dem mit Kreisen und Linien bemalten Holzboden schwang. Je stärker wir schaukelten, desto näher kamen wir einander, noch ein einziger Schwung, dann würden wir uns in der Luft begegnen. Rasmus sauste auf mich zu, und als er mir so nah war, dass ich ihn fast berühren konnte, sah ich, dass er kein Gesicht hatte. Ich begann zu schreien, ich schrie und schrie, die Schaukel schwang höher, höher, ich versuchte zu bremsen, immer höher ging es hinauf, und dann riss es mich von meinem Sitz und schleuderte mich in die Luft; über mir war kein Dach mehr, nur Himmel, aber es fühlte sich an wie fallen; ich fiel in den Himmel, der mit scheußlich schriller Stimme lachte und lachte, wie ein Donnersturm fegte die Himmelsstimme über mich hinweg ...

Die Party

Unser Zweispänner rollte die Straße hinauf. Eine Brise fächelte mir das Gesicht, das vor lauter Vorfreude glühte. Rasmus und ich, ich und Rasmus! Heute musste es passieren!

Über den Baumwipfeln kräuselte sich Rauch, es duftete nach brennenden Scheiten und gegrilltem Mais. Ich verrenkte mir den Hals. Kam Rasmus mit dem Auto oder auch in der Kutsche? Keine Spur von ihm, stattdessen tauchte das Anwesen des Direktors vor uns auf. Die Party zur Eröffnung des neuen Kollegjahrs war in vollem Gange. Auf der Wiese neben dem Haus glommen die Grillfeuer, Tische standen im Schatten bunter Zelte, überall Grüppchen und Gruppen, manche saßen auf Picknickdecken, andere hörten der Band auf der überdachten Bühne zu, wieder andere spielten Volleyball oder umlagerten die Cocktailbar. Hunde jagten einander um die mit Lampions behängten Bäume. Kutschen und Autos blockierten die Einfahrt. Die Ankommenden begrüßten sich lauthals. Das ganze Kolleg war auf den Beinen, oder jedenfalls alle, die älter als 16 waren. Nur Rasmus konnte ich nirgends entdecken. Wo steckte er?

Chiara, in kniehohen Lederstiefeln und einem Minikleid in Orange und Silber, knuffte mich in die Seite und sprang aus der Kutsche. »Unser erster Ball!« Ihre Stimme zitterte vor Aufregung. »Ist das nicht ...?«

»Ja«, rief ich, »ja, ja, ja!«

Auf der Veranda standen ein paar Mädchen in tief dekolletierten Kleidern und blinzelten den jungen Männern zu, die möglichst lässig an ihren Drinks nippten. Einige knutschten schon mit ihrer aktuellen Flamme, aber die meisten flirteten nur, beobachteten einander, berührten sich zufällig oder nicht so zufällig. Unser Direktor hantierte breit grinsend an einer Musikanlage herum, die Bässe wummerten durch den Nachmittag, er spielte ein paar Akkorde Luftgitarre und winkte uns fröhlich zu.

Rufen, Lachen, Musik – Haus und Garten platzten aus allen Nähten.

Rasmus, wo steckst du?!

Ich kletterte aus der Kutsche – und entdeckte jemand ganz anderen. Sie stand am Büfett. Schlagartig verflog meine gute Laune. Daria. Ausgerechnet. Sofort kochten die ungenuten Erinnerungen hoch. Okay, ich war erst elf gewesen, praktisch noch ein Kind – trotzdem hatte ich mich ihr gegenüber ziemlich übel benommen. Nach den Sommerferien war Daria neu in unsere Klasse gekommen, und unsere Lehrerin hatte sie neben mich gesetzt; ich hatte auch nichts dagegen gehabt, fand sie nett, vielleicht etwas still und schüchtern, aber sonst okay. Nach zwei Wochen erreichten mich die ersten Gerüchte. Angeblich war Daria von ihrer alten Schule geflogen, weil sie die Projektstage geschwänzt, eine Mitschülerin bestohlen und vor allem mehrere anonyme Artikel an die Schülerzeitung geschickt hatte, in denen sie gegen andere Kinder hetzte, vorzugsweise gegen die Söhne und Töchter

ehemaliger FIP – Artikel, die nicht anonym geblieben waren ...

Angeblich.

Niemand wusste Genaues. Das Ungenaue genügte mir. Als Daria mich zu ihrer Geburtstagsparty einlud, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und sagte: »Ich kann nicht kommen.«

»Warum?«

»Weil«, ich holte tief Luft, »wir keine Freundinnen sind.«

»Wir können es doch werden.«

Ich schluckte. »Nein. Ich will nicht mit dir befreundet sein, Daria.«

Am nächsten Tag hatte sie unsere Lehrerin um einen neuen Sitzplatz gebeten. Trotzdem hatte sie weiter neben mir gesessen. Man konnte sie nicht sehen, aber sie war da. Sah mich an und flüsterte: »Miststück. Du verdammtes Miststück.«

»Fenja?« Chiara stupste mich zwischen die Rippen. »Bist du bei uns?«

»Was? Ja, ich ...«

Daria wandte das Gesicht in unsere Richtung. Blass und rund wie ein Mond, die Wimpern so hell, dass ihre Augen nackt wirkten. Sie lächelte, aber das Lächeln galt weder mir noch Chiara; es war für Sander, der gerade auf uns zukam. Da konnte Daria lange lächeln. Sander ging seit einem Jahr mit Chiara und würde sich im Leben nicht für ein Mädchen wie Daria interessieren. Der Gedanke kam ihr wohl auch, denn jetzt huschte ihr Blick zu Florel, der sich ebenfalls einen Weg zu uns bahnte. Wieder lächelte sie. Florel beachtete sie nicht. In mir zog sich alles zusammen. Diese verzweifelten und völlig vergeblichen Versuche, den Männern zu gefallen, konnten einen nur mit Mitleid erfüllen.

Noch jemand stand zwischen den Büfettischen. Und dieser Jemand war noch reizloser als Daria: ihre ältere Schwester Nuja. Sie inspizierte gerade zwei Nachspeisen, als versuche sie zu entscheiden, welche von beiden ihrem Teint weniger schadete. Soweit ich wusste, war sie – wie Daria – noch nie zu einer Party oder einem Ball eingeladen worden. Die Eröffnungsparty zum neuen Kollegjahr war die große Ausnahme, hier durfte jeder aufkreuzen, 16 Jahre vorausgesetzt. Einen Freund hatte Nuja nicht, nicht einmal einen Verehrer. Natürlich wusste ich, wen *sie* verehrte. Aber Nuja als Konkurrentin zu betrachten, wäre lächerlich gewesen. Abgesehen von ihrem nichtssagenden Äußeren war sie die schlechte Laune in Person. Und Rasmus mochte keine schlechte Laune; nicht, wenn er sie nicht durchbrechen konnte. Und was das betraf, war Nuja hart wie Beton. Nur einmal hatte ich sie lachen hören: als ich ihr von meinem Freiwilligendienst in der Satorius-Klinik erzählt hatte. Davon, wie viel Spaß mir die Arbeit machte. Sie war vor Lachen fast explodiert. »Hör auf, Fenja. Wem willst du hier was vormachen? Du arbeitest in der Klinik, weil es dir was einbringen soll.«

»Sie zahlen nichts«, sagte ich verletzt.

»Ich rede nicht vom Geld. Ich rede von der Anerkennung. Ich schätze, es ist ein tolles Gefühl, wenn sie einem pausenlos aufs Brot schmieren, was für ein großartiger Mensch man doch ist und dass einem das Orakel garantiert 100 Prozent verpasst.«

Wut stieg in mir hoch wie eine heiße Woge. Mühsam schluckte ich sie herunter. »Niemand kriegt 100 Prozent, das weißt du. Aber du hast recht. In *meinem* Leben gibt es tatsächlich ein paar Leute, die mich großartig finden.«